

»Wir bleiben alle Penner«

Vor zwei Jahren wurde in Berlin das vielleicht schönste Obdachlosenheim Deutschlands eröffnet. Eine Künstlerin hatte zuvor das graue Notquartier in einen hellen, prächtigen Ort verwandelt. Änderte das neue Haus auch das Leben seiner Bewohner? Ein Besuch

TEXT ANNE MEYER
FOTOS SASCHA MONTAG

Seit zwei Jahren schläft Herr Sternberg unter einem Kronleuchter. Wenn er morgens aufwacht, fällt der erste Blick auf die rötliche Strukturtapete, die mit einer Goldbordüre abschließt. Dann geht die Sonne auf über der »Bismarck«, Sternbergs heiß geliebtem Modellschiff, und bringt den hellen Laminat-Boden zum Schimmern. Alles sieht schick aus. Doch hinter einem Vorhang steht dieser Apparat. Um nicht zu verhungern, muss Peter Sternberg dreimal am Tag an den Tropf. Die künstliche Nahrung lagert er in Schachteln auf dem Boden. Normal essen kann er nicht mehr. Er ist 61 Jahre alt und Alkoholiker. Bevor er hier eingezogen ist, hat er viele Jahre auf der Straße gelebt.

Außer Peter Sternberg wohnen noch 20 weitere Männer im »Haus Schöneweide« in Berlin. Sie sind alle schwere Alkoholiker und können keinen Haushalt mehr allein führen. In dieser Einrichtung erschien vor gut drei Jahren die Berliner Künstlerin Miriam Kilali und verwandelte das Haus in das »schönste Obdachlosenheim der Welt«. Nicht nur das: Sie machte die Männer zum Teil eines Kunstwerks, das ihnen zu einem besseren Leben verhelfen sollte. Sie faszinierte mit ihrer Idee viele Menschen, denn die war schön und auch ein bisschen provokant. Zur Eröffnung kamen Politiker und der damalige Bischof, die Künstlerin gab ein Interview nach dem anderen.

»Mehrfach geschädigt, chronisch alkoholabhängig, mit Folgeerkrankungen im psychischen Bereich.« So beschreibt Christoph Brenneis seine Klientel. Er ist stellvertretender Leiter der Einrichtung, die vom Diakonischen Werk und der Betreuungsgesellschaft Gebewo betrieben wird. »Langzeittherapien, Mehrfach-Entgiftungen – die, die hier wohnen, haben das alles schon durch.« Der sozialpsychiatrische Dienst hat sie schließlich in diesen Altbau mit der gelben Fassade geschickt, einen bunten Flecken in der grauen Häuserzeile. Hier, an einer sechsspurigen Ausfallstraße im Südosten Berlins, dürfen sie trinken – kontrolliert trinken, soweit das möglich ist. Drei Bier am Tag sind erlaubt. »Wir versuchen, die Männer auf einem stabil niedrigen Niveau zu halten und sie zu ermuntern, die Dinge des Lebens anzugehen«, sagt Christoph Brenneis. Als er 2001 in der neu gegründeten Einrichtung anfing, war das sein erster Job als Sozialarbeiter. Heute trägt er zur karierten Hose Turnschuhe und Trainingsjacke und wirkt sehr routiniert. Brenneis sagt, dass die Männer wohl nie

Die Künstlerin Miriam Kilali wollte den kranken Männern helfen: aber nicht mit noch mehr Süppchen und noch mehr Deckchen. Sie organisierte viel Geld für die Sanierung des Heims



mehr ein selbstständiges Leben werden führen können. Hier sollen sie sich erst mal erholen, regelmäßig essen, Kraft schöpfen. Angebote gibt es viele, die Sozialarbeiter geben sich Mühe: Sie spielen mit den Männern Fußball, machen mit ihnen Ausflüge und sogar Gedächtnistraining. Demenz infolge von Alkohol, darunter leiden hier viele.

Tagsüber gehen die Bewohner in einen sogenannten Beschäftigungsladen. Der liegt ein paar Meter die Straße runter, so haben die Männer eine Art Arbeitsweg und Kontakte in die Nachbarschaft. Der Tag will strukturiert sein. »Die meisten schlafen wenig«, so Brenneis, »aber der Tag hat eben 24 Stunden. Und was macht man mit den restlichen 18, 20 Stunden, in denen man nicht schläft?« Die Sozialarbeiter und Pfleger achten darauf, dass die Bewohner genug essen, ihre Medikamente nehmen und ab und zu zum Arzt gehen, kurzum: dass es nicht noch schlimmer wird, als es ohnehin schon ist. Die meisten Männer sind über fünfzig, doch in letzter Zeit kommen immer jüngere ins Haus, hat Brenneis beobachtet. Zurzeit ist der jüngste Bewohner 35 Jahre alt.

In diesen mühsam ausbalancierten Alltag platzte vor gut drei Jahren die Künstlerin Kilali. Sie teilte den Männern mit, dass sie demnächst in Reichtum leben dürfen. Die verwohnten, blaugrau gefliesten Räume werde sie höchstpersönlich in einen Palast verwandeln. Nur das Schönste und Beste sei gut genug für sie. Ausgerechnet für sie, die Gescheiterten, die im Grunde nichts mehr erwartet hatten vom Leben. Miriam Kilali arbeitete während ihres Studiums ehrenamtlich in einer Beratungsstelle für Obdachlose, diese Erfahrung ließ sie nicht los. Sie sagt: »Ich konnte nicht ertragen, dass Leute, die weniger haben, auch weniger wert sein sollen.« Sie wollte helfen, aber »nicht mit noch mehr Süppchen und noch mehr Deckchen«.

Kilali ist Künstlerin, also machte sie sich daran, den Anspruch mit ihren Mitteln einzulösen. Sie findet, Obdachlosenheime müssen keine funktionalistischen, sterilen Aufbewahrungsanstalten sein oder, wie im Fall Schöneweide, gar den Charme einer Fleischerei versprühen. Mit Pilastern, Goldrahmen und Kronleuchtern tritt Kilali gegen Wohnformen an, die einzig dem Gedanken der Zweckmäßigkeit verpflichtet sind. Einen ersten Prachtbau hatte sie 2005 in Moskau errichtet. Mit viel Gold und Glitzer verhalf sie einem Obdachlosenheim zu »Reichtum«. Es folgte »Reichtum 2« in Berlin. Nach 15 Monaten Arbeit und dem Einsatz von 110 000 Euro Spendengeld konnte das rundum erneuerte Haus 2008 eröffnet werden.

Die Kronleuchter holte Kilali aus Italien, den Stuck kaufte sie im Fertigbausatz. Das Haus macht was her, das finden auch die Bewohner. Peter Sternberg, der Schiffsmodell-Liebhaber, half mit, die Möbel zusammenzubauen, die meisten stammen aus einer Ikea- Spende. Als Dankeschön schenkte die Künstlerin Sternberg das Modell von der »Bismarck«, einem Schlachtschiff aus dem Zweiten Weltkrieg. Der ehemalige Lkw-Fahrer hat zwei Leidenschaften: Modellbau und die Geschichte des Krieges. Bedächtig dreht er sich eine Zigarette. Auf seinem schwarzen Couchtisch stapeln sich neben Kuscheltieren Bücher von Guido Knopp und Johannes Mario Simmel. Immer, wenn er am Tropf hängt, liest Sternberg. Dreimal am Tag eine Stunde.

Und nun? Hat sich etwas verändert in seinem Leben, seit er in einem Kunstwerk wohnt? Ist es ein besseres geworden? Sternberg streicht sich über den Schnurrbart. »Ich sag mal, es sieht jetzt alles anders aus.« Er weiß, dass die Künstlerin das Haus nach einem Konzept ausgestaltet hat: Jeder hat ein Foto aus New York über seinem Bett hängen, eines, das er sich aussuchen durfte. »Die hat die Frau Kilali selber gemacht«, sagt er. »Und die Möbel sind alle schwarz oder weiß.« Aus seiner Stimme spricht so etwas wie Ehrfurcht vor der Künstlerin. Trotzdem: »Die Treppe«, sagt er und runzelt die Stirn. Die Treppe wurde in wochenlanger archäologischer Arbeit von diversen Teppich- und Farbschichten befreit, die alten Holzdielen mit leuchtend roten Schonern bestückt. Trotzdem, Sternberg findet, »das Treppenhaus sieht irgendwie unfertig aus«.



So wie das Nachbarhaus sah vorher auch das Obdachlosenheim in Schöneweide, im Südosten Berlins, aus

Vor dem ersten Treffen mit der Künstlerin war die Skepsis im Heim groß. »Die Männer hier haben sowieso Schwierigkeiten mit Veränderungen«, sagt Brenneis, der Sozialpädagoge. »Und dann soll sogar das eigene Zimmer dran sein?« Kilali zeigte ihnen Bilder vom Moskauer Projekt. »Dann wird unser Haus also Kunst?«, fragten sie. Kilali setzte sich mit den Bewohnern zusammen, sie suchten Farben und Tapeten aus. Das gemeinsame Gestalten sollte eine Art kunsttherapeutische Wirkung entfalten. »Es war ziemlich – na ja, interessant«, sagt sie heute und muss plötzlich lachen. Es muss ziemlich lange her gewesen sein, glaubt sie, dass sich Sternberg und die anderen mit solchen Fragen beschäftigt haben. Wenn sie es überhaupt je getan haben.

Bei der Eröffnung fragten die Journalisten, wie es sich denn so anfühle, neuerdings in einem Palazzo zu wohnen. Und dann interessierten sie sich ein bisschen für die Menschen, die in den schicken neuen Betten schlafen. »Es war das erste Mal seit langem, dass sie als Personen Beachtung gefunden haben«, sagt Brenneis. »Da hat vorher niemand gefragt, wie es sich anfühlt in ihrer Lebenslage.« Nach der Eröffnung klopfte es noch einige Male an seine Bürotür. Zaghaft fragten die Männer, wann denn die nächsten Reporter kämen und ob er sie vielleicht schon mal für ein Gespräch vormerken könne.

Doch nach ein paar Tagen war der Medienrummel schon wieder vorbei. Angelockt von den Zeitungsberichten, trauten sich aber ein paar Nachbarn heran, um mit eigenen Augen zu sehen, wer da lebt in dem gelben Haus. Einmal klingelte einer mit einer Stehlampe unterm Arm und fragte, ob man die im Haus nicht gebrauchen könne. »Seitdem kommen immer mal wieder Leute mit ihrem Zeug, das ist gut, denn meistens können wir es brauchen«, so Brenneis. Mehr noch als über die Stehlampe freut er sich darüber, dass viele Menschen inzwischen ihre Schwellenangst überwunden haben. Letztes Jahr brachte ein älteres Ehepaar einen Weihnachtsbaum vorbei. Einer der Männer bekam eines Tages ein Päckchen mit zwei Stoffenten drin. Eine Frau irgendwo in Deutschland hatte in der Zeitung gelesen, dass es da einen Bewohner gibt, der Enten sammelt.

Die Männer aus dem »Haus Schöneweide« haben es inzwischen sogar bis ins Museum geschafft, wo Miriam Kilali Bilder ihres »Reichtum«-Projekts ausstellte. Als die Bewohner zur Vernissage in den Martin-Gropius-Bau kamen, blickten sie erstaunt und voller Stolz in ihre eigenen Gesichter. Das un-



Die Zeit im Heim will strukturiert sein. Das weiß auch Wolfgang Binder. Drei Bier am Tag sind erlaubt



New-York-Bilder zieren alle Zimmer. Edward Filip verlor erst Arbeit und Frau, schließlich den Halt

gewohnte Interesse der Außenwelt freut die Männer womöglich noch mehr als die schönen Tapeten, glaubt Brenneis.

Auch Edward Filip scheint sich über Besuch zu freuen. Er bietet Kaffee an, fischt Nektarinen und polnische Schokolade aus seiner Schublade. In seinem Zimmer standen noch lange Zeit die alten Möbel. Erst vor kurzem sind die letzten Spenden eingetroffen. Zuvor durfte sich Filip bei Brenneis im Büro neues Inventar aus dem Katalog aussuchen. Heute muss er Gäste nicht mehr auf ein durchgesessenes Sofa platzieren, sondern kann sie auf zwei leuchtend rote Sessel bitten. Das Marienbildnis und die Autogrammkarte der Fernsehrichterin Barbara Salesch, die er tief verehrt, stehen nun auf dem neuen, glänzend-weißen Schreibtisch. Und über dem Bett hängt eine unbekannte Frau in Marilyn-Monroe-Pose.

Filip erzählt, wie er vor zwanzig Jahren aus Oberschlesien nach Berlin kam, noch vor dem Fall der Mauer. Am Anfang lief es gut, sagt er. Er fand Arbeit als Maurer und lernte eine Frau kennen. Als Soldatin hatte sie für die USA in Vietnam gekämpft, bis sie in Berlin stationiert wurde. Zehn Jahre habe er glücklich mit ihr zusammen gelebt, sagt er, dann sei sie an Brustkrebs erkrankt und bald darauf gestorben. »Jetzt bin ich ein Penner«, stellt er lächelnd fest. »Auch wenn hier überall die Klunker hängen, wir bleiben trotzdem alle Penner.« Dann fällt ihm etwas ein. Er möchte den Besuchern unbedingt seine Karnickel zeigen. Er führt uns die Treppe hinunter, langsam, er hat ein schlimmes Bein und muss regelmäßig zur Krankengymnastik. Es geht durch den Eingangsbereich, der jetzt »Entree« heißt und mit Pilastern geschmückt ist. Dort hängt der Speiseplan, der für heute Erbseneintopf mit Wiener ankündigt.

Filip steuert auf den Stall zu. Er packt sie nacheinander am Nacken, die zwei fetten Kaninchen Pumuckl und Micky. Edward Filip war immer der Einzige, der sich um die Tiere kümmerte. Inzwischen hat er einen zweiten Bewohner unterwiesen, der nun ab und zu das Füttern übernimmt. Aber die Hoheit über die Tiere lässt Filip sich nicht nehmen. Die weite Cordhose schlackert dem Mann um die Beine. Dann führt er vor, wie die Hasen in ihren Stall zurückspringen und schiebt zum Schutz vor Ratten eine Holzplatte über den Verschlag.

Das »Haus Schöneweide« ist anderen Einrichtungen zur Inspirationsquelle geworden. Immer wieder kommen die Leiter anderer Heime, sogar aus dem Ausland. Sie erkundigen sich, wie Kilali und die Betreiber an Sponsoren gekommen sind. Miriam Kilali bereitet zurzeit »Reichtum 3« vor, diesmal ist New York an der Reihe. »Es braucht nicht viele Mittel, um die Welt zu verändern«, sagt sie. Damit ist es ihr ernst.

Wenn man Filip und Sternberg fragt, was all die Kunst um sie herum mit ihnen gemacht hat, wirkt ihr Blick ein wenig hilflos. Sie sind höfliche Männer und wissen die guten Absichten der Künstlerin sehr wohl zu schätzen. Sie gehen auch, wie alle Bewohner, viel sorgsamer mit ihren Zimmern um als früher. Und wenn ein neuer Mann ins Haus kommt, erläutern sie ihm wortreich, wie es zu Glanz und Schönheit gekommen ist.

Die Männer vom »Haus Schöneweide« wohnen jetzt seit zwei Jahren in einem Kunstwerk. Im Gemeinschaftszimmer können sie auf roten Ledersofas unter monochromen Gemälden beieinandersitzen. Sie tun es aber nur selten. »Das überlegen sie sich zweimal«, sagt Brenneis. In der Gruppe ist Biertrinken verboten. Aber immerhin, schick sieht jetzt alles aus, Peter Sternberg geht es ein wenig besser, er kann manchmal sogar wieder etwas essen, und die Modelle liebt er immer noch. Zuletzt hat er sich ein Flugzeug gekauft. ■